Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 10

Artikel: Vorfrühling

Autor: Hesse, Hermann

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634366

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 10 — 1915 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | den 6. März

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Das Herz.

Von Carl Spitteler.

Es kam ein Herz an einem Jahrestage
Vor seinen Herrn, zu weinen diese Klage:

„So muß ich Jahr für Jahr denn mehr verarmen!
Kein Gruß, kein Brieflein heute zum Erwarmen!
Ich brauch' ein Tröpflein Lieb', ein Sönnchen Huld.
Ist mein der Fehler? ist's der andern Schuld?
Hab' jede Güte doch mit Dank erfaßt
Und auf die Dauer niemand je gehaßt.
Noch ist kein Trauriger zu mir gekommen,
Der nicht ein freundlich Wort von mir vernommen.
Wer weiß es besser, wie man Gift vergibt?
Wer hat in Strömen so wie ich geliebt?
Doch dieses eben schmeckt so grausam schnöde:
Da, wo ich liebte, grinst die leerste Oede."

An seinem Schreibtisch waltete der Herr,
Schaute nicht auf und sprach von ungefähr:
„Ein jeder wandle einfach seine Bahn.
Ob öd', ob schnöde, ei was geht's dich an?
Was tut das Feuer in der Not? Es sprüht.
Was tut der Baum, den man vergißt? Er blüht,
Drum übe jeder, wie er immer tut.
Wasch deine Augen, schweig und bleibe gut!"

Vorfrühling.

Von Hermann Hesse.

Anfangs der neunziger Jahre mußte unser Freund Knulp einmal mehrere Wochen im Spital liegen, und als er entlassen wurde, war es Mitte Februar und scheußliches Wetter, so daß er schon nach wenigen Wandertagen wieder Fieber spürte und auf ein Unterkommen bedacht sein mußte. An Freunden hat es ihm nie gefehlt, und er hätte fast in jedem Städtchen der Gegend leicht eine freundliche Aufnahme gefunden. Aber darin war er sonderbar stolz, so sehr, daß es eigentlich für eine Ehre gelten konnte, wenn er von einem Freund etwas annahm.

Diesmal war es der Weißgerber Emil Rothfuß in Lächstetten, dessen er sich erinnerte und an dessen schon verschlossener Haustüre er abends bei Regen und Westwind anklopfte. Der Gerber tat den Fensterladen im Oberstock ein wenig auf und rief in die dunkle Gasse hinunter: „Wer ist draußen? Hat's nicht auch Zeit, bis es wieder Tag ist?"

Knulp, als er die Stimme des alten Freundes hörte, wurde trotz aller Müdigkeit sofort munter. Er erinnerte sich an ein Verschen, das er vor Jahren gemacht hatte, als er einmal vier Wochen mit Emil Rothfuß zusammen gewandert war, und sang alsbald am Hause hinauf:

„Es sitzt ein müder Wandrer
In einer Restauration,
Das ist gewiß kein andrer
Als der verlorne Sohn."

Der Gerber stieß den Laden heftig auf und beugte sich weit aus dem Fenster.

„Knulp! Bist du's oder ist's ein Geist?"

„Ich bin's!" rief Knulp. „Du kannst aber auch über die Stiege herunter kommen, oder muß es durch's Fenster sein?"

Mit froher Eile kam der Freund herab, tat die Haustüre auf und leuchtete dem Ankömmling mit der kleinen, rauchenden Oellampe ins Gesicht, daß er blinzeln mußte.

„Jetzt aber herein mit dir!" rief er aufgeregt und zog den Freund ins Haus. „Erzählen kannst du später. Es ist noch was vom Nachtessen übrig, und ein Bett kriegst du auch. Lieber Gott, bei dem Sauwetter! Ja, hast du denn auch gute Stiefel, du?"

Knulp ließ ihn fragen und sich wundern, schlug auf der Treppe sorgfältig die umgelitzten Hosenbeine herab und stieg mit Sicherheit durch die Dämmerung empor, obwohl er das Haus seit vier Jahren nimmer betreten hatte.

Im Gang oben, vor der Wohnstubentüre, blieb er einen Augenblick stehen und hielt den Gerber, der ihn eintreten hieß, an der Hand zurück.

„Du," sagte er flüsternd, „gelt, du bist ja jetzt verheiratet?"

„Ja, freilich."

„Eben drum. — Weißt du, deine Frau kennt mich nicht; es kann sein, sie hat keine Freude. Stören mag ich euch nicht."

„Ach was, stören!" lachte Rothfuß, tat die Türe weit auf und drängte Knulp in die helle Stube. Da hing über einem großen Eßtisch an drei Ketten die große Petroleumlampe, ein leichter Tabaksrauch schwebte in der Luft und drängte in dünnen Zügen nach dem heißen Zylinder hin, wo er hastig emporwirbelte und verschwand. Auf dem Tisch lag eine Zeitung und eine Schweinsblase voll Rauchtabak, und von dem kleinen schmalen Kanapee an der Querwand sprang mit halber und verlegener Munterkeit, als sei sie in einem Schlummer gestört worden und wolle es nicht merken lassen, die junge Hausfrau auf. Knulp blinzelte einen Augenblick wie verwirrt am scharfen Licht, sah der Frau in die hellgrauen Augen und gab ihr mit einem höflichen Kompliment die Hand.

„So, das ist sie," sagte der Meister lachend. „Und das ist der Knulp, mein Freund Knulp, weißt du, von dem wir auch schon gesprochen haben. Er ist natürlich unser Gast und kriegt das Gesellenbett. Es steht ja doch leer. Aber zuerst trinken wir einen Most miteinander, und der Knulp muß was zu essen haben. Es war doch noch eine Leberwurst da, nicht?"

Die Meisterin lief hinaus, und Knulp sah ihr nach.

„Ein bißchen erschrocken ist sie doch," meinte er leise. Aber Rothfuß wollte das nicht zugeben.

„Kinder habt ihr noch keine?" fragte Knulp.

Da kam sie schon wieder herein, brachte auf einem Zinnteller die Wurst und stellte das Brotbrett daneben, das in seiner Mitte einen halben Laib Schwarzbrot trug, sorglich mit dem Anschnitt nach unten gestellt, und um dessen Ründung im Kreise die erhaben geschnitzte Inschrift lief: Gib uns heute unser täglich Brot.

„Weißt du, Lis, was der Knulp mich grade gefragt hat?"

„Laß doch!" wehrte dieser ab. Und er wandte sich lächelnd an die Hausfrau: „Also ich bin so frei, Frau Meisterin."

Aber Rothfuß ließ nicht nach.

„Ob wir denn keine Kinder haben, hat er gefragt."

„Ach was!" rief sie lachend und lief sogleich wieder davon.

„Ihr habet keine?" fragte Knulp, als sie draußen war.

„Nein, noch keine. Sie läßt sich Zeit, weißt du, und für die ersten Jahre ist es auch besser. Aber greif zu, gelt, und läß dir's schmecken!"

Nun brachte die Frau den grau und blauen, steingutenen Mostkrug herein und stellte drei Gläser dazu auf, die sie alsbald vollschenkte. Sie machte es geschickt, Knulp sah ihr zu und lächelte.

„Zum Wohl, alter Freund!" rief der Meister und streckte Knulp sein Glas entgegen. Der war aber galant und rief: „Zuerst die Damen. Ihr wertes Wohl, Frau Meisterin! Prosit, Alter!"

Sie stießen an und tranken, und Rothfuß leuchtete vor Freude und blinzelte seiner Frau zu, ob sie auch bemerke, was sein Freund für fabelhafte Manieren habe.

Sie hatte es aber längst bemerkt.

„Siehst du," sagte sie, „der Herr Knulp ist höflicher als du, der weiß, was der Brauch ist."

„O bitte," meinte der Gast, „das hält eben jeder so, wie er's gelernt hat. Was Manieren betrifft, da könnten Sie mich leicht in Verlegenheit bringen, Frau Meisterin. Und wie schön Sie serviert haben, wie im feinsten Hotel!"

„Ja gelt," lachte der Meister, „das hat sie aber auch gelernt."

„So, wo denn? Ist Ihr Herr Vater Wirt?"

„Nein, der ist schon lang' unterm Boden, ich hab' ihn kaum mehr gekannt. Aber ich habe ein paar Jahre lang im Ochsen serviert, wenn Sie den kennen."

„Im Ochsen? Der ist früher das feinste Gasthaus von Lächstetten gewesen," lobte Knulp.

„Das ist er auch noch. Gelt, Emil? Wir haben fast nur Handlungsreisende und Touristen im Logis gehabt."

„Ich glaub's, Frau Meisterin. Da haben Sie's sicher gut gehabt und was Schönes verdient! Aber ein eigener Haushalt ist doch besser, gelt?"

Langsam und genießerisch strich er die weiche Wurst auf sein Brot, legte die reinlich abgezogene Haut auf den Rand des Tellers und nahm zuweilen einen Schluck von dem guten, gelben Apfelmost. Der Meister sah mit Behagen und Respekt ihm zu, wie er mit den schlanken feinen Händen das Notwendige so sauber und spielend tat, und auch die Hausfrau nahm es mit Gefallen wahr.

„Extra gut aussehen tust du aber nicht," begann im weiteren Emil Rothfuß zu tadeln, und jetzt mußte Knulp bekennen, daß es ihm neuestens schlecht gegangen und daß er im Krankenhaus gewesen sei. Doch verschwieg er alles Peinliche. Als ihn darauf sein Freund fragte, was er denn jetzt anzufangen denke, und ihm mit Herzlichkeit Tisch und Lager für jede Dauer anbot, da war dies zwar genau das, was Knulp erwartet und womit er gerechnet hatte, aber er wich wie in einer Anwandlung von Schüchternheit aus, dankte flüchtig und verschob das Besprechen dieser Dinge bis morgen.

„Ueber das können wir morgen oder übermorgen auch noch reden," meinte er nachlässig, „die Tage gehen ja gottlob nicht aus, und eine kleine Weile bleib' ich auf alle Fälle hier."

Er machte nicht gern Pläne oder Versprechungen auf lange Zeit. Wenn er nicht die freie Verfügung über den kommenden Tag in der Tasche hatte, fühlte er sich nicht wohl.

„Falls ich wirklich eine Zeitlang hierbleiben sollte," begann er dann wieder, „so mußt du mich als deinen Gesellen anmelden."

„Warum nicht gar!" lachte der Meister auf. „Du und mein Gesell! Außerdem bist du ja gar kein Weißgerber."

„Tut nichts, verstehst du denn nicht? Es liegt mir gar nichts am Gerben, es soll zwar ein schönes Handwerk sein, und zum Arbeiten habe ich kein Talent. Aber meinem Wanderbüchlein wird es gut tun, weißt du. Für das Krankengeld käme ich dann schon auf."

„Darf ich's einmal sehen, dein Büchlein?"

Knulp griff in die Brusttasche seines fast neuen Anzuges und zog das Ding heraus, das reinlich in einem Wachstuchfutteral steckte.

Der Gerbermeister sah es an und lachte: „Immer tadellos! Man meint, du seiest erst gestern früh von der Mutter fortgereist."

Dann studierte er die Einträge und Stempel und schüttelte in tiefer Bewunderung den Kopf: „Nein, ist das eine Ordnung! Bei dir muß halt alles nobel sein."

Das Wanderbüchlein so in Ordnung zu halten, war allerdings eine von Knulps Liebhabereien. Es stellte in seiner Tadellosigkeit eine anmutige Fiktion oder Dichtung dar, und seine amtlich beglaubigten Einträge bezeichneten lauter ruhmvolle Stationen eines ehrenwerten und arbeitsamen Lebens, in welchem nur die Wanderlust in Form sehr häufiger Ortswechsel auffiel. Das in diesem amtlichen Paß bescheinigte Leben hatte Knulp sich angedichtet und mit hundert Künsten diese Scheinexistenz am oft bedrohten Faden weiter geführt, während er in Wirklichkeit zwar wenig Verbotenes tat, aber als arbeitsloser Landstreicher ein ungesetzliches und mißachtetes Dasein hatte. Freilich wäre es ihm kaum geglückt, seine hübsche Dichtung so ungestört fortzusetzen, wären ihm nicht alle Gendarmen wohlgesinnt gewesen. Sie ließen den heiteren, unterhaltsamen Menschen, dessen geistige Ueberlegenheit und gelegentlichen Ernst sie achteten, nach Möglichkeit in Ruhe. Er war beinahe ohne Vorstrafen, es war ihm kein Diebstahl und kein Bettel nachgewiesen, angesehene Freunde hatte er auch überall; so ließ man ihn passieren, wie etwa in einem wohlgeordneten Hauswesen eine hübsche Katze mitleben mag, die jeder nachsichtig zu dulden meint, während sie unbekümmert zwischen allen den fleißigen und bedrückten Menschen ein sorgenlos elegantes, prachtvoll herrenmäßiges und arbeitsloses Dasein verlebt.

„Aber jetzt wäret ihr schon lang' im Bett, wenn ich nicht gekommen wäre," rief Knulp, indem er seine Papiere wieder an sich nahm. Er stand auf, und machte der Hausfrau ein Kompliment.

„Komm, Rothfuß, und zeig mir, wo mein Bett steht."

Der Meister begleitete ihn mit Licht die schmale Stiege zum Dachstock hinauf und in die Gesellenkammer. Da stand eine leere, eiserne Bettstatt an der Wand und daneben eine hölzerne, die mit Bettzeug versehen war.

„Willst eine Bettflasche?" fragte der Hauswirt väterlich.

„Das fehlt gerade noch," lachte Knulp. „Der Herr Meister, der braucht freilich keine, wenn er so ein hübsches kleines Frauelein hat."

„Ja, siehst du," meinte Rothfuß ganz eifrig, „da steigst du jetzt in dein kaltes Gesellenbett in der Dachkammer, und manchmal noch in ein schlechteres, und manchmal hast du gar keins und mußt im Heu schlafen. Aber unsereiner hat Haus und Geschäft und eine nette Frau. Schau, du könntest doch schon lang' Meister sein und weiter als ich, wenn du bloß gewollt hättest."

Knulp hatte unterdessen in aller Eile die Kleider abgelegt und sich fröstelnd in das kühle Bettzeug verkrochen.

„Weißt du noch viel?" fragte er. „Ich liege gut und kann zuhören."

„Es ist mir Ernst gewesen, Knulp."

„Mir auch, Rothfuß. Du mußt aber nicht meinen, das Heiraten sei eine Erfindung von dir. Also gut' Nacht auch!"

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Eine Fahrt durch den Suezkanal und durch das Rote Meer.

Am 15. Juni, abends halb 8 Uhr, sahen wir in weiter Ferne den Leuchtturm von Alexandrien, an seinem rotierenden unterbrochenen Lichte erkennbar. Fünf Stunden später lagen wir in Port Saïd vor Anker. Der Mond verschwand eben hinter dem Horizonte und der prächtigste Sternenhimmel tat sich auf. Die Milchstraße glänzte in herrlicher Klarheit, so daß auch die weitere Umgebung des Schiffes in scharfen Umrissen deutlich zu erkennen war, auch der dem Hafen zunächst gelegene Stadtteil. — Trotz der vorgerückten Stunde entstand bald ein Höllenskandal in unserer Nähe: Kleine Barken mit schreienden Insaßen umschwärmten uns und suchten sich den Vorrang an der Schiffstreppe abzustreiten. Schwere Kohlenboote wurden per Dampf an beide Schiffsseiten geschleppt, und sofort begann das Geschäft des Einladens. Einige fünfzig Neger trugen unter fortwährendem infernalischen Gebrüll den Brennstoff beim Scheine einiger erhöhter Kohlenbeckenfeuer auf ihren Schultern in unsern Schiffskörper und zwar mit bewunderungswürdiger Behendigkeit. Auch im Halbdunkel stachen die weißen Zähne und glänzend weißen Augen grell von der pechschwarzen Hautfarbe ab. — Ein Darsteller der Hölle könnte kein passenderes Motiv finden.

Port Saïd ist mit dem Suezkanal rasch aus dem Wüstenstaube erstanden. Das schon früher dagewesene arabische Dorf ist ein Viertelstündchen von der europäischen Neustadt entfernt. Wüstensandige, regelmäßige Straßen, große, meist zweistöckige Neubauten mit den im warmen Klima unentbehrlichen Veranden, wenig Vegetation, nur hie und da eine Fächer- oder Dattelpalme, auch ein paar Bananen- und Olivenbäumchen — das ist der Charakter von Port Saïd, der Schlüsselstadt zum Suezkanal, deren Lebensader eine 85 Meilen weit von Ismailia herkommende Süßwasserleitung (filtriertes Nilwasser) in Pariserröhren ist.

Auf den Straßen begegneten uns einige schweigsame aegyptische Gendarmen, aber keine von jenen, die schweizerdeutsch sprechen, und vor den Häusern lagen in allen möglichen Positionen — schlafend und schnarchend — Araber und Nubier und streckten ihre nackten Beine oft bis weit in die Straße hinein. Als wir um eine Ecke herumbogen, um unsern Dampfer wieder in Sicht zu bekommen, da sehen wir ans Haus gelehnt einen europäisch gekleideten Mann in den Dreißigern, der unser Gespräch mit den überraschenden Tönen unterbrach: „Wo weit er hi?" Der einsame Eckensteher war ein Hr F. aus Bern, der schon seit zwölf Jahren in Afrika ist. Bei einem Schiffskapitän eingeladen, hatte er sich verspätet und konnte nicht ins Haus hinein, weil der „Galge"-Portier fest hinter der Haustüre schnarchte und nicht aufzuwecken war. — Die unerwartete Begegnung wurde in einem Café mit einer Tasse Mokka gefeiert.

Um 8 Uhr am Morgen des 16. Juni war unser Schiff endlich zur Abfahrt bereit; die Signalglocke ertönte; das Verdeck säuberte sich von zudringlichen egyptischen Verkäufern, arabischen Zauberkünstlern und andern Schmeißfliegen; der für die Kanalfahrt vorgeschriebene Pilote bestieg den Platz des Steuermanns, und vorwärts ging's, aber langsam. Die Fahrt durch den Suezkanal ist das Langweiligste, was man sich denken kann; um durch allzu starken Wellenschlag